

XXII. Folgen der Gefangenschaft

Welche Auswirkungen die Gefangenschaft auf die Gefangenen hatte, ist bis jetzt kaum erforscht. Nicht empirisch, aber auf der Basis von Zeitzeugeninterviews wurde versucht, dies für amerikanische Gefangene nachzuvollziehen. Dabei ist zu bedenken, dass die US-Gefangenen vergleichsweise gut behandelt worden waren, abgesehen von den letzten Monaten, als gegen Kriegsende die deutsche Infrastruktur und damit die Versorgung der Gefangenen zusammenbrach.

Die Ergebnisse sind vielschichtig. Die Erfahrung der Gefangenschaft prägte die ehemaligen Gefangenen häufig ihr gesamtes weiteres Leben, für viele waren Krieg und Gefangenschaft die zentrale Erfahrung ihres Lebens. Bei manchen wuchs das Selbstvertrauen, nachdem ihnen bewusst geworden war, dass sie auch mit extremen Strapazen und extremen Situationen umgehen konnten. Andere wiederum litten an einem posttraumatischen Stresssyndrom.¹ Dabei spielte auch der Blick der Gesellschaft auf die Gefangenen eine Rolle: Die aus deutschem Gewahrsam befreiten US-Soldaten hatten Heldenstatus vollbracht, die sowjetischen Gefangenen waren für Stalin Verräter und die französischen Gefangenen galten im Gegensatz zu den Angehörigen der Resistance tendenziell als Kollaborateure und Verlierer.²

¹ Carlson L., *We were each other's prisoners*, New York 1997, S. vii.

² Overmans R., „In der Hand des Feindes“. Geschichtsschreibung zur Kriegsgefangenschaft von der Antike bis zum Zweiten Weltkrieg, in: ders. (Hg.), *In der Hand des Feindes*, Göttingen 1999, S. 1-40, S. 20.

³ Rolf D., *Prisoners of the Reich*, Sevenoaks 1989, S. 290f.

⁴ Zitiert bei Carlson L., *We were each other's prisoners*, New York 1997, S. 249f.

Manche konnten der Gefangenschaft positive Erfahrungen abgewinnen. Sie seien über sich hinausgewachsen, erwachsen geworden, hätten das Verhalten von Menschen in sehr unterschiedlichen Situationen beobachten können und dadurch viel gelernt. Andere wurden zufriedener und genügsamer, setzten ihre Ziele nicht mehr auf Karriere und Erfolg.³

Ein Gefangener gab an, er habe mehr Selbstvertrauen gewonnen. Ein anderer erklärte, er könne leichter mit Rückschlägen umgehen, sei toleranter geworden, zufriedener. Ein weiterer erläuterte, dass er auch die kleinen Dinge des Lebens nicht mehr für selbstverständlich ansehe.⁴

Für die meisten gilt das jedoch nicht. Viele Gefangene litten lange, teilweise lebenslang, unter den psychischen Folgen der Gefangenschaft. Es gilt inzwischen als erwiesen, dass Kriegsgefangenschaft auch im 20. Jahrhundert die Gefangenen psychisch und physisch erheblich beeinträchtigte.⁵

Problematisch war die Tatsache, dass Kriegsgefangenschaft auf Kapitulation und Aufgabe beruht. Das stand im Widerspruch zur Tradition der amerikanischen Streitkräfte, die auf Erfolg und dem daraus resultierenden Stolz basiert. Die Gefangenen hatten das Gefühl, hier keinen Platz zu haben. Erst 1985 konnte sich der US-Kongress gegen den Widerstand der Streitkräfte dazu durchringen, den US-Gefangenen eine Medaille für die Gefangenschaft zu verleihen.⁶

Die eingangs zitierte amerikanische Untersuchung beschäftigte sich mit der Situation amerikanischer

⁵ Zum Beispiel der Gefangene Maurice Petre, Erinnerungen übersandt an Moosburg.org im August 2006, abgerufen am 03.01.2024; Doyle R., *Voices from Captivity*, Lawrence/Kansas 1994, S. 282.

⁶ Doyle R., *Voices from Captivity*, Lawrence/Kansas 1994, S. 293f.

Gefangener und geht noch einen Schritt weiter. Ausgehend vom in der amerikanischen Gesellschaft verankerten Idealbild eines Mannes, der alles selbst erledigen kann und jeder Situation gewachsen ist, stellt sie fest, dass dies nicht der Realität entsprach, erst recht nicht im Kriegsgeschehen des Zweiten Weltkriegs. Im Besonderen galt dies für die Kriegsgefangenschaft. Der Gefangene war eben nicht der Sieger, Gefangenschaft war ei-ne Niederlage. Der Gefangene musste diese Situation und die Unterwerfung unter ein fremdes System akzeptieren und lernen, dass er in der feindlichen und oft gefährlichen Welt des Lagers nur überleben konnte, wenn er die Unterstützung seiner Mitgefangenen annahm. Dieses Bedürfnis nach einer gewissen Demut und Abhängigkeit mag offensichtlich erscheinen, war aber eine schwierige Lektion für die meisten amerikanischen Männer, die dahingehend erzogen worden waren zu glauben, es sei ein Zeichen von Schwäche, die Hilfe anderer anzunehmen. Dann stellt der Autor das Bild der Gefangenen in Literatur und Film der Realität gegenüber: Nicht utopische und gefährliche Fluchtversuche entsprachen der Wirklichkeit, im Gegenteil, es war vernünftiger, sich an die Lebensumstände anzupassen und die negativen Effekte abzufedern. Es war wichtig, aktiv zu bleiben, durch kulturelle Aktivitäten oder durch Weiterbildung. Die Religion tröstete einige Männer, vor allem diejenigen, die mit einer starken Spiritualität in die Lager kamen. Viele beteten, vor allem wenn sie sich allein und vergessen fühlten. Der wichtigste Faktor zum Überleben waren Freundschaften im Lager. Die Gefangenen benötigten die gegenseitige Unterstützung. Ein Gefangener erklärte, zuerst sei man sehr selbstsüchtig gewesen, ha-be über sich und seine Situation nachgedacht. Erst als man auch etwas für andere getan habe, sei man weniger deprimiert gewesen. Es gab aber auch Zeiten, da mussten die Gefangenen für sich sein.

⁷ Carlson L., *We were each other's prisoners*, New York 1997, S. xxiii.

Entscheidend war, sich nicht zu sehr mit sich zu beschäftigen. Ein ehemaliger Gefangener beschreibt den Schlüssel zum Überleben: ei-ne gute Portion Humor, Seelenstärke, Zuverlässigkeit und die Bereitschaft zu teilen.⁷

Nach einer ersten Phase der Euphorie über die Freiheit nach dem Ende der Gefangenschaft dachten viele über die Zeit in den Lagern nach. Sie beklagten nun die verlorene Lebenszeit, verlorene Chancen und materielle Verluste sowie die toten Kameraden. Trauer modifizierte so nach einiger Zeit das Hochgefühl über die erlangte Freiheit. Hinzu kam Zorn über bewusste Akte der Inhumanität und Übergriffe, die sie während der Gefangenschaft erlebt hatten.⁸

Schon das Nachhausekommen war für viele ehemalige Gefangene problematisch: Nicht wenige amerikanische Gefangene waren überrascht und verwirrt darüber, in den USA als Helden empfangen zu werden. Sie fühlten sich nicht als solche, vielmehr leer, am falschen Ort und verfolgt von Ängsten. Dies wurde noch durch die Filme und Bücher über alliierte Gefangene verstärkt wie „Stalag 17“ oder „Die Brücke am Kwai“, in denen die Gefangenen ihre Wächter an der Nase herumführten, bei der geringsten Gelegenheit flohen, Sabotageakte verübten und, wenn nötig, Feinde töteten, die Überlegenheit des American Way of Life zeigend. Angesichts dessen fühlten sich viele Gefangene schuldig und unzureichend. Viele hatten stattdessen Einsamkeit, Langeweile und sinnlosen Tod erlebt. Dieses Bild, das Film und Fernsehen von den Gefangenen zeichneten, machte für die Gefangenen die Rückkehr in ihr Alltagsleben noch schwieriger, besonders wenn Gefühle wie Angst, Schuld oder Depressionen ihr Leben

⁸ Doyle R., *Voices from Captivity*, Lawrence/Kansas 1994, S. 231.

bestimmten oder sie sich Fragen ihrer Umgebung ausgesetzt sahen.⁹

Nicht wenige Gefangene kamen mit Frust nach Hause. Ihre Wut richtete sich gegen sich selbst, gegen ihre Familie oder gegen Institutionen wie das Rote Kreuz oder das Militär, die sie für die schlechte Versorgung verantwortlich machten.¹⁰

Ehemalige Gefangene hatten in vielen Fällen zunächst Schwierigkeiten, wieder zu Hause anzukommen. Familien waren sich fremd geworden. Die ehemaligen Gefangenen fühlten sich in Gesellschaft unwohl, wurden von Kinderlärm gestört. Ehefrauen wiederum hatten Schwierigkeiten, ihre (finanzielle) Unabhängigkeit wieder aufzugeben, nachdem sie Oberhaupt der Familie gewesen waren und manchmal auch mehr Geld als ihr Ehemann verdient hatten.¹¹

Gefangene konnten sich auch ihren Familien gegenüber häufig nicht öffnen. Gleichzeitig wurden sie immer wieder stigmatisiert und mit Fragen konfrontiert wie: „Warum hast Du Dich gefangen nehmen lassen?“ „Warum hast Du nicht gekämpft?“¹²

Generell taten sich viele Gefangene nach der Befreiung schwer, wieder ihr gewohntes Leben aufzunehmen. Ein Problem hierbei war die Erfahrung der Sondersituation des Lagers, in der die Gefangenen davon entwöhnt wurden, in wesentlichen Dingen eigene Entscheidungen zu treffen. Manche waren daher nicht mehr dazu bereit,

ihre früheren Verantwortungen oder auch neue zu übernehmen.¹³

Gefangene, die nach Hause kamen, fühlten oft zunächst eine innere Leere, litten an Alpträumen, Stimmungsschwankungen und Herzrasen. Bei anderen kamen Flashbacks, Depressionen und antisoziales Verhalten hinzu. Denen, die nicht sofort entlassen wurden, half die straffe Struktur im Militär, mit ihrer Situation umzugehen. Studien ergaben, dass 25% der Kriegsteilnehmer eine Posttraumatische Belastungsstörung entwickelten, bei den Gefangenen waren es fast 90%.¹⁴

Häufig hatten ehemalige Gefangene Probleme mit Alkohol, damit, ihr Familienleben zu gestalten oder einen Arbeitsplatz zu behalten. Viele versuchten still über Jahre hinweg, ihre Erinnerungen auszulöschen. Bei manchen Gefangenen kam es auch zu massiven Übergriffen gegen Familienmitglieder.¹⁵

Viele litten an Schuldgefühlen: Die Schuld, gefangengenommen worden zu sein, die Schuld, was man hätte anders machen oder, ob man einem anderen hätte helfen können, und schließlich die Schuld, überlebt zu haben, wo doch so viele gestorben waren.¹⁶

Die befreiten Gefangenen erhielten zunächst keine psychologische Betreuung oder Unterstützung dabei, sich in ihrem Alltag wieder zurecht zu finden. Sie wurden mit

⁹ Carlson L., *We were each other's prisoners*, New York 1997, S. 226ff.

¹⁰ Carlson L., *We were each other's prisoners*, New York 1997, S. 232f.

¹¹ Rolf D., *Prisoners of the Reich*, Sevenoaks 1989, S. 276f.

¹² Carlson L., *We were each other's prisoners*, New York 1997, S. 231.

¹³ Lehmann A., Die Kriegsgefangenen, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B7-8 1995, S. 13-19, S. 16.

¹⁴ Carlson L., *We were each other's prisoners*, New York 1997, S. 230ff.

¹⁵ Carlson L., *We were each other's prisoners*, New York 1997, S. 226, 239f.; Reden half vielen Gefangenen, doch fühlten sich viele nur von Kameraden, die selbst Gefangene gewesen waren und Gefangenschaft erlebt hatten, wirklich verstanden, ebd., S. 230.

¹⁶ Carlson L., *We were each other's prisoners*, New York 1997, S. 237; So auch ein US-Armeearzt, der erleben musste, wie zahlreiche Kameraden starben, weil er ihnen nicht helfen konnte, da er über keinerlei Mittel verfügte.

ihren Erinnerungen sich selbst überlassen. Psychologische Beratung war erst in den 80ern nach und nach zu erhalten. Manche suchten erst im Alter Hilfe, vielleicht, weil bei einigen die Traumata erst nach dem Eintritt in die Rente ausbrachen, als die strukturierte Routine täglicher Arbeit wegfiel. Sie trafen hier aber nicht immer auf das Verständnis der Ärzte und eine angemessene Behandlung. Manche Mediziner bezweifelten, dass die Probleme ihrer Patienten auf die Gefangenschaft zurückgingen.¹⁷

Auch physische Schäden blieben. So hatten die Gefangenen Schwierigkeiten, ein angemessenes Gewicht zu halten, zeigten generelle Nervosität, exzessives Schwitzen, Sehbeeinträchtigungen, Herz-Probleme sowie Schwierigkeiten im Verdauungssystem und Knochendefekte. Akute Mangelernährung und andere Schäden, die ihre Ursache in der Gefangenschaft hatten, führten zu Erkrankungen wie Arteriosklerose, Bluthochdruck, Lebencirrhose und Anämie. Nach einer Studie war das Risiko ehemaliger Gefangener, einen Schlaganfall zu erleiden, neunmal höher als bei Veteranen, die gekämpft hatten. Ihre Lebenserwartung war deutlich geringer als die der Durchschnittsbevölkerung.¹⁸

Ähnlich war die Situation für die ehemaligen britischen Gefangenen. In Großbritannien gab es zwanzig Civilian Resettlement Units, die den Übergang ins zivile Leben erleichtern sollten. Trotzdem fühlten sich viele von Armee und Regierung nicht ausreichend geschützt und unterstützt, Soldaten und Offiziere sahen ihre Karrieremöglichkeiten eingeschränkt.¹⁹ Anderen fehlte die Kameradschaft im Lager.²⁰ Manche trugen dauerhafte psychische und physische Schäden davon, litt an Alpträumen und Panikattacken oder Depressionen. Zum Teil traten manche gesundheitlichen Probleme erst Jahrzehnte nach der Gefangenschaft auf.²¹

Weit schwerer hatten es jedoch sowjetische Gefangene. Sie gerieten bei der Rückkehr in die Heimat häufig in den Verdacht, Verräter zu sein. Nach der Befreiung wurden sie von den Amerikanern an die UdSSR übergeben und dort zunächst in speziellen Lagern überprüft. Viele mussten sich auch später immer wieder Befragungen zu ihrer politischen Zuverlässigkeit stellen, waren Benachteiligungen im Berufsleben ausgesetzt.²² Sie wurden teilweise noch jahrelang überwacht und ihre beruflichen Möglichkeiten und Karrierechancen waren beeinträchtigt. So konnten sie häufig zunächst keine leitenden Positionen einnehmen.²³

¹⁷ Carlson L., *We were each other's prisoners*, New York 1997, S. 231ff.

¹⁸ Carlson L., *We were each other's prisoners*, New York 1997, S. 235f.

¹⁹ Rolf D., *Prisoners of the Reich*, Sevenoaks 1989, S. 277ff.

²⁰ Rolf D., *Prisoners of the Reich*, Sevenoaks 1989, S. 280.

²¹ Rolf D., *Prisoners of the Reich*, Sevenoaks 1989, S. 284; Mit den entsprechenden Schwierigkeiten, die Kausalität zwischen Erkrankung und Gefangenschaft nachzuweisen. Die britischen Behörden zeigten sich relativ gesehen streng bei der Anerkennung und Kompensation von Schäden aus der Gefangenschaft, ebd.

²² Lehmann A., *Die Kriegsgefangenen*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B7-8 1995, S. 13-19, S. 16; Bullock A., *Hitler und Stalin*, München 1998, S. 953.

²³ So der ehemalige Gefangene N. Suchatschew, 374. Freitagsbrief, Stadtarchiv Moosburg Bestand Freitagsbriefe; Angaben des Gefangenen Schapka vom November 2009, der schreibt, dass er in einem Lager in der UdSSR von der Spionageabwehr vernommen und bis 1968 fast jedes Jahr vom KGB vorgenommen wurde, G. Schapka, 173. Freitagsbrief, Stadtarchiv Moosburg Bestand Freitagsbriefe.

Für manche Gefangene, vor allem wenn sie gut behandelt worden waren, war es von großer Bedeutung, wieder an den Ort ihrer Gefangenschaft zurückzukehren.²⁴ Die Gefangenschaft ließ die ehemaligen Gefangenen nicht mehr los.

²⁴ Rolf D., Prisoners of the Reich, Sevenoaks 1989, S. 289; So auch der französische Gefangene Louis Atger, der mit der Familie, auf deren Bauernhof er gearbeitet hatte, noch mehrere Jahre in Briefkontakt

stand, Geschichte des Gefangenen Louis Atger, eingesandt von seinem Sohn im Februar und August 2008 an Moosburg.org, abgerufen am 03.01.2024.